

Der Sonntagsgast.

„So—so—so!“ sagte Tante Frischchen, unangenehm überrascht und ordentlich aufgeregt. „Sie also wollen Geld haben? Sie, Petri, Sie? Wissen Sie, daß mir das sonderbar vorkommt? Von manchem andern ist man so etwas gewöhnt, Sie aber waren bisher ein sehr ordentlicher Mensch und Ihr Auskommen haben Sie auch; gerade im letzten Jahre haben Sie ein paar schöne Frachten gehabt; und wenn Sie den Kahn noch fünf Jahre so weiter fahren, waren Sie ein gemachter Mann und konnten sich durch eine achtbare Heirath noch besser in's Bett legen. Aber es scheint ja nun, als wollten Sie umschlagen und liederlich werden. Das sollte mir leid thun; grade auf Sie hab' ich etwas gehalten. Aber jetzt machen Sie wenigstens den Mund auf und sagen Sie offen und ehrlich, wo Sie Ihr Geld lassen haben und wozu Sie borgen wollen? Nicht wahr, Sie haben mal ein bißchen über die Stränge geschlagen?“

„Wie man's nehmen will,“ sagte Petri demüthig, „es muß wohl schon richtig sein, denn ich hab' mehr Geld gebraucht, als ich hatte, und brauch' noch mehr; und das hab' ich mein Tag immer liederlich genannt, wenn's andere thaten. Aber es ist so gekommen, so — sehen Sie, Frau Kapitän, ich komm' wirklich nicht mehr anders.“

„So?“ sprach Tante Frischchen streng, „und das soll wohl eine Entschuldigung sein? Wenn ich nun auch sage, ich kann nicht anders, als das Geld Ihnen verweigern? Also erst heraus mit der Sprache! Welcher Teufel hat Sie geritten! Spiel, Trunk, Frauengemüth?“

„Wie man's nehmen will,“ meinte Petri zerknirsch, „mit nem kleinen Frauengemüth wird es wohl was zu thun gehabt haben.“

„Dacht' ich's doch,“ rief die alte Dame ärgerlich, „nächtern und besonnen waren Sie immer, dafür kenne ich Sie doch. Aber der Teufel kennt seine Leute auch und weiß, wo er seinen Haken einschlagen kann. Es ist schon nicht anders, ein bißchen dumm sind Sie in allem, was nicht Schiffahrt und Geschäfte ist; und da ist's kein Wunder, wenn die Weiber Sie auszuweichen wissen. In welchem Hafen war es denn, Petri? Aber daß Sie sich überhaupt in solche Spelunken verwickeln lassen, hätte ich Ihnen kaum zugetraut.“

„ne Spelunte ist's eigentlich auch nicht gewesen,“ Frau Kapitän,“ sagte der Schiffer bescheiden, „sondern eher, wie man's nehmen will, ein feines, schönes Haus, und das gehörte einem Herrn Konul in Swinemünde; und das kleine Frauengemüth war da im Dienst bei den Kindern. Und sie machte mir die Thür auf, als ich mich da melden wollte; und ich wurde sehr roth, weil sie so sehr hübsch war und so schöne, blanke Augen und oben auf dem Kopfe so nen schönen weißen Tüll hatte; ne Haube nicht, aber doch so schön; in Hamburg ist das Mode und sieht immer so vornehm aus; und sie lachte darüber, nämlich über mich, aber nur ganz leise, müssen Sie wissen, und das stand ihr wieder so nett; und sie fing an, mit mir zu reden, als wenn wir alte Bekannte wären — und Sie wissen ja, wie ich so bin, Frau Kapitän, nämlich, wie Sie selbst ausgehen, ein bißchen dumm in allerlei Dingen. Aber sie nahm das nicht böse, sondern hielt es mit mir aus und brachte mich mit der Zeit sogar ganz ordentlich zum Reden. Und so find wir zusammen bekannt geworden, vor fünf Jahren war es.“

„Und da haben Sie sich in das Mädchen in aller Geschwindigkeit gründlich verplumpert?“ unterbrach Tante Frischchen seine mühsame Darstellung mit eben so viel Ungebuld als erster Mißbilligung, „und dann natürlich das Geld für sie fortgeschmissen mit vollen Händen, so richtig, wie man sagt, zum Fenster hinaus?“

„Wie man's nehmen will,“ sagte der Schiffer, „und richtig ist, daß ich sie gern heirathen wollt' und sie mich auch. Aber es ging noch nicht; sie war noch zu jung und hatte noch nichts gepart, und ich auch noch nicht genug und da mußten wir warten. Aber es war sehr schön zu warten, weil ich doch öfter nach Swinemünde kam und dann mal mit ihr ausgehen konnte.“

„So,“ rief Tante Frischchen ärgerlich, „also da draußen in Swinemünde Sie jahrelang herum und verthun ihr sauer-erworbenes Geld; und hier glaubt man, Sie wollten die Wittwe Wohltheil heirathen, die doch eine stattliche Person ist und geistig und ehrbar und ein bißchen was hinter sich hat, nicht bloß das schöne Haus in der Marktstraße, sondern auch sonst ordentlich was Vantes. Das war eine für Sie und nicht solche bergelaufene Dirn“, oder nicht mal bergelaufen, sondern zu der Sie erst hinlaufen müssen. Und die ist Ihnen natürlich auch

nicht treu geblieben; so sind ja solche Ausländer, und Ihr Geld sind Sie los zusammen dem Frauengemüth. Das haben Sie davon. Sie sind wirklich ein bißchen dumm, Petri. Ob die Wohltheil Sie jetzt noch nimmt, ist doch hebr die Frage. Sie haben sich richtig zwischen zwei Stühle gesetzt.“

„Wie man's nehmen will,“ sagte der Kahnkaffee, „das mit der Wohltheil ist Gellatsch von der Leute, ich weiß nichts davon. Ich hab' ja nichts gegen sie; und daß sie ein bißchen was hat, komm' mir ganz recht sein. Und es hat' ja am Ende auch was werden können, wenn die andere nicht gewesen war“. Aber die war nun mal da, und Kieselchen heißt sie, und das ist doch der schönste Name in der Welt. Und treu ist sie mir geblieben all die fünf Jahre, und gepart hat sie auch und ich erst recht. Und heut' vor vier Wochen hab' ich sie geheiratet. Ich komm' nun doch nicht länger warten, ich hielt's nicht mehr aus.“

„Er der Tausend!“ rief Tante Frischchen in höchster Ueberrauschung. „Aber Mensch, und das sagen Sie erst jetzt? Das ist ja ganz was anders. Und mir reden Sie hier vor, Sie wären liederlich geworden!“

„Wie man's nehmen will,“ Frau Kapitän,“ sagte Petri ruhig, „ich hab' nur gemeint, weil wir's doch eigentlich noch nicht so ganz dazu hatten. So zur Noth ging's ja; wir konnten uns das Nöthigste beschaffen, was wir so brauchen und zum Leben konnt' ja wohl mein Einkommen reichen.“

„Nun da seien Sie zufrieden,“ sprach Tante Frischchen, „wenn ihr beide ordentlich bleibt, wird Gott schon weiter helfen. Aber vorher anzeigen konnten Sie mir Ihre Heirath doch wohl; ein kleines Hochzeitsgeschenk bin ich meinen Leuten am Ende schuldig.“

„Man mag nicht so gerade betteln,“ erklärte der Schiffer einfach. „Darin denken die reichen Leute anders,“ meinte sie lächelnd. „Aber eines merken Sie sich, Petri; ich hoffe zwar, Sie werden sich durchschlagen; doch sollte Ihnen je ein Unglück dazwischen kommen, so wissen Sie wohl; ich bin noch da, Ihnen beizuspringen. Was wegen richtiger Viederlichkeit hat' ich's nicht gerne. Jetzt aber heraus mit der Sprache: wozu wollen Sie heut' das Geld? Sie müßten doch auskommen, die erste Zeit am leichtesten, wo noch keine Kinder da sind. Oder wollen Sie jetzt anfangen, liederlich zu werden? Unnötige Ausgaben zu machen? Wohl einen hübschen Schmuck kaufen für die Frau Geliebte?“

„Wie man's nehmen will,“ sagte Petri ganz ruhig, „nur mit einem sonderbar müden Ton seiner eben noch so festen und gleichmäßigen Stimme, „viel Schmuck brauchts ja nicht zu sein, aber ein paar Blumen und Kränze und Palmenzweige, und so was soll sie doch haben. Aber das konnt' ich Alles noch zahlen, so weit langt es bequem; bloß die Särge machen es so theuer und die Pläge auf dem Kirchhof und dann auch der Pastor. Aber sehen Sie, Frau Kapitän, ohne Pastor möcht' ich sie nicht unter die Erde bringen lassen. Vieber will ich borgen zum erstenmal in meinem Leben.“

„Unter die Erde?“ rief Tante Frischchen entsetzt und rief die Augen weit auf. „Mensch, was reden Sie da? Um des Himmels willen, Ihre junge Frau ist doch nicht todt? Das ist ja ganz undenkbar.“

„Wie man's nehmen will,“ sprach Petri langsam, „ich hab' erst auch nicht darauf glauben wollen, aber der Doktor sagt's, und den Totenknecht hab' ich. Da wird's wohl so sein müssen.“

„Aber das ist ja ganz entsetzlich!“ rief sie, tief erschrocken, „das ist ja trostlos. So nach vier Wochen! Nicht auszubenten ist es! Und Sie sagen das so ruhig.“

„Wie man's nehmen will,“ sagte der Schiffer, „es ist nichts dagegen zu machen. Was todt ist, ist todt.“

„Und wie ist das Unglück geschehen?“ fragte sie theilnehmend, „eine plötzliche Krankheit?“

„Er schüttelte den Kopf. „Sie war so gesund, wie ein Fisch im Wasser. Und so frisch und vergnügt den ganzen Tag und hat immerfort gesungen. Es ist kein krankes Daar an ihr gewesen. Aber das Leben auf dem Kahn war sie ja nicht so von Jugend auf gewöhnt; sie konnte noch nicht so fest darauf gehen. Und weg war sie. — Ich war nicht dabei; und die Leute, die es von weitem gesehen haben, sind nicht schnell genug mit der Hilfe zur Hand gewesen. Sie war nicht wieder zum Leben zu bringen.“

„Schredlich! Schredlich!“ rief Tante Frischchen, und die Thränen liefen ihr über die Waden, es ist ein Glück und Segen, daß Sie ein so ruhiger Mensch

sind. Ein anderer würde einfach verzweifeln.“

„Wie man's nehmen will,“ sagte der Schiffer. „Daß ich Ihnen das Geld gebe für den Sarg und das andere, ist selbstverständlich,“ fuhr sie eifrig fort, „aber Sie sprechen da von Särge: ist denn noch jemand derunglückt?“

„Nein,“ sagte er still, „so viel ich weiß, nicht. Aber sehen Sie, Frau Kapitän, wenn ich gleich zwei Särge nehm', krieg' ich sie ein bißchen billiger; und das möcht' ich gern, weil es doch für Ihr Geld ist. Und brauden thue ich ihn ja doch dann bald.“

„Um Gotteswillen, für wen?“ fragte sie leise erschauernd.

„Na, für mich,“ sagte er gleichmüthig, „sehen Sie, und der muß ein bißchen groß sein, das macht ihn wieder theurer.“

„Petri! Petri!“ rief Tante Frischchen erschrocken und etwas entrüstet, „Sie werden doch nicht böse Gedanken haben? Sie werden sich doch nicht etwa ein Verbs anthun wollen? Solche Schledrigkeit kann ich von Ihnen kaum glauben! Aber wie können Sie auch bloß so etwas reden?“

„Wie man's nehmen will,“ sagte der Kahnkaffee, „aber, ich red' ja so was gar nicht. Das war' ja rein fündhaft. Ich mein' das nur so: der liebe Gott wird schon selbst dafür sorgen, daß ich bald zu meinem Kieselchen unter die Erde komme. Aushalten kann ja so was der Mensch nicht; da muß er dran sterben. Mandes kann er aushalten, aber dies nicht. Wenn Sie mein Kieselchen gekannt hätten, so würden Sie's selbst sagen, Frau Kapitän.“

Tante Frischchen bemühte sich vergebens, ihre Thränen zu unterdrücken oder auch nur ein wenig einzudämmen. Aber das gelang ihr doch, ganz ruhig zu ihm zu reden:

„Ich will Ihnen etwas sagen, Petri. Ich möcht' hier wirklich auch mal sagen: Wie man's nehmen will. Natürlich, wenn Sie sich jetzt hinsetzen und die Tage über nicht thun als auf Ihrem Unglück herumthronen, dann kann es wohl sein, daß Sie daran eingeben. Aber, lieber Freund, ich sag' Ihnen, das giebt's nicht. Das duhle ich nicht! Ich will Ihnen hier keine Trostsprüche herbeten und kein „Kopf hoch“ zureden; das nützt doch zu gar nichts. Aber jetzt hören Sie! Es soll ein sehr anständiges Begräbniß werden, dafür will ich sorgen. Auf dem Fried' geh' ich Ihnen das Geld — aber nicht geschenkt! Davon ist keine Rede. Und Sie würden's auch nicht mal wollen. Aber wenn Sie jetzt in der Kürze sterben, wer soll mir nachher denn mein Geld zurückzahlen? Ich län einfach drum; Sie würden mich darum betrügen mit Ihrem Sterben. Erst heißt es, Ihre Schuld abbezahlen oder abarbeiten. Wenn das geschieht ist — ein Jahr wird's ja dauern, vielleicht noch ein bißchen länger — dann können Sie sterben, so viel Sie wollen. Nein, aber dann auch noch nicht. Dann müssen Sie erst das Geld für Ihren eigenen Sarg und alle Zubehör verdienen. Denn das wissen Sie doch ganz gut; ich lasse meine Schiffer nicht in einen Armenarg legen, wenn sie ohne Geld sterben, und ich lasse sie nicht ohne Sarg und Platz wegztragen. Also darum würden Sie mich wieder betrügen. Und das thun Sie nicht, dafür tenn' ich Sie doch. So lange also bleiben Sie erst mal hübsch leben; haben Sie mich verstanden?“

Tante Frischchen sah wieder gewaltig streng, ja wahrhaft grimmig aus unter diesen Worten.

Petri wüßte sich jetzt zum erstenmal eine Thräne aus den Augen.

„Nehmen Sie's man nicht böse,“ Frau Kapitän, „daß ich daran nicht gleich gedacht hab,“ sagte er zerknirsch, „und Recht haben Sie ja damit: so lange mich ich leben. Es wird ein sauer Stük Arbeit, weil es so lang dauern wird. Aber daran ist nichts zu ändern. Ich hat' es mir so schön gedacht, bald mit meinem Kieselchen wieder zusammen zu sein. Aber das geht ja nun nicht. Wir müssen beide noch mal wieder warten lernen. Aber wir find darin nun schon geübt. Fünf Jahre hat's gedauert, ehe wir zusammenkamen, und so lange wird es wohl auch jetzt wieder dauern, wenn ich Alles richtig zusammennehme und mich nicht lumpen lassen will. Aber zuletzt hat Alles ein Ende, oder wie man's nehmen will.“

Tante Frischchen ging jetzt zu ihrem Geldschrank und murmelte leise vor sich hin:

„Auch die Trauer und die Sehnsucht haben ein Ende, oder wie man's nehmen will. Ich hab' es damals auch nicht geglaubt, daß es sein könnte, aber es ist doch so. Man lernt wieder leben.“

Der Mann hörte nichts davon; er

schluchzte jetzt so laut, daß er für nichts mehr ein Ohr hatte.

Der neue Miether.

Erzählung von Wilhelm Thal.

Ein Gentleman mit unabhängigen Vermögen wünscht bei kleiner Familie einzumiethen, Miethre Nebenwache. — Adressen unter 00006.

Frau Gilert und ihre Tochter Rosa saßen eines Morgens beim Frühstück, als die letztere, die die Zeitung vor sich liegen hatte, vorkiehende Annonce vorlas.

„Was meinst Du dazu Mutter?“ rief sie. „Das wäre etwas für uns, und wir können uns bequem damit einen Nebenbedienst verschaffen. Wir wollen nur gleich antworten. Was muß der Mann für eine Menge Geld haben, wenn er schreibt, Miethre Nebenwache.“

Der Brief dauerte einige Zeit, doch schließlich lautete er zu Rosas Zufriedenheit und die beiden Damen warteten nun gespannt, ob auch eine Antwort erfolgen würde; statt dessen erschien der Inzerat selbst am nächsten Morgen.

Die Wohnung schien ihm sehr gut zu gefallen, denn er meinte, so eine hätte er schon seit Jahren gewünscht, auch wäre der Preis niedriger, als er erwartet hatte. Er sagte Frau Gilert, sein Name wäre Eduard Tobias Trenkler, er hätte sich einiges Vermögen in Indien erworben, wäre Junggehele, hätte das Stellegen und die möblirten Zimmer satt und wollte nun in Familie leben. Er nannte sein Bankhaus, gab eine Anzahlung und erklärte, er würde am nächsten Abend gegen sieben Uhr erscheinen und gleich am Abendessen teilnehmen.

In der That erschien er in einer Drofsite, doch sein ganzes Gedächtnis in einer Violine und einer Guitarre. Frau Gilert fühlte sich etwas enttäuscht, als hinter der Drofsite ein Omnibus auftauchte, der hübschlich vollgepackt war; doch der Fremde erklärte, er hätte nicht die Absicht, Alles bei sich zu behalten; da viele der Koffer und Kisten werthvolle Gegenstände aus fremden Ländern enthielten, so hatte er die Absicht, sie bei einem großen Bankhause zu deponiren.

Nach dem Essen, bei dem sich der neue Miether als ein vortrefflicher Gesellschaftler zeigte, begab sich das Trio in den Salon. Frau Gilert forderte Rosa auf, etwas zu singen. Herr Trenkler war hochentzückt, er holte seine Geige vor und bat Rosa, ihn auf dem Klavier zu begleiten; dann erklärte er, er wäre ein leidenschaftlicher Anhänger der Musik, und seine Geige hätte ihn auf allen seinen Zügen durch Indien begleitet.

Nun brachte Frau Gilert ein Album mit Ansichten zum Vorschein, während Herr Trenkler Anecdotes aus seinem Wanderleben erzählte und Frau Gilert um die Erlaubniß bat, ihr einen seiner Koffer zeigen zu dürfen. Er wartete, bis das Dienstmädchen das Zimmer verlassen hatte und nahm dann die Schlüssel von dem Koffer. Mutter und Tochter geriethen über die Schätze, die er ihnen zeigte, in Verzückung; da lagen reizende Ringe, niedliche kleine Elephanten; hübsche Gemmen, häßliche Götzenbilder mit Rubinen als Augen; seltsame Pfeile und andere erotische Kuriositäten mehr. Der neue Miether war sehr erregt, als er in den Gegenständen wühlte, und schließlich bat er Frau Gilert einen Fräher und Rosa ein Armband von ihm anzunehmen; er quälte so lange, bis sie seinen Wunsch erfüllen mußten.

Der erste Abend war sehr angenehm verstrichen, und als die Damen sich zum Frühstück, gratulirten sie sich, auf das Inzerat geantwortet zu haben, obwohl Frau Gilert ihre Tochter auf die seltsame Erregung hinwies, in der sich der neue Miether befunden hatte.

Frau Gilert und Rosa waren am nächsten Tage schon frühzeitig auf dem Posten, um ein schmackhaftes Mahl für den neuen Miether zurecht zu machen; um das Frühstück brauchten sie sich keine besondere Sorge zu machen, da er ihnen gesagt hatte, er nehme nur Thee und Bröckchen.

Herr Trenkler kam gegen zehn Uhr herunter und erklärte, nachdem er die Zeitungen durchgesehen, er würde nunmehr seine Schätze fortzuschaffen lassen. Schnell wurde eine Drofsite besorgt und fünf der großen ledernen Koffer hineingesetzt. Herr Trenkler sagte dem Kutscher, er solle zunächst zu einem Kofferfabrikanten fahren, da er sich noch einen weiteren Koffer anschaffen wollte.

Ungefähr zwei Stunden später erschienen ein Herr, der Herrn Trenkler zu sprechen wünschte; als er hörte, man erwarte ihn zum Abendessen zurück, sagte er, sein Geschäft wäre von Wichtigkeit

und er hätte mit der Frau des Hauses zu sprechen.

Frau Gilert geriet in große Aufregung, als das Mädchen ihr diesen Auftrag ausrichtete und ihre Befürchtungen waren durchaus berechtigt, als der im Salon wartende Besucher seine Karte hervorzog und ihr mittheilte, er wäre ein Mitglied der Kriminalpolizei von Scotland Yard.

Er sagte ihr, es wäre wohl sehr zweifelhaft, ob ihr neuer Miether zum Abendessen nach Hause kommen würde, und daß sie, ihn in die Zimmer des Herrn Trenkler zu führen. Frau Gilert war so aufgeregt, um auch nur das Geringste zu unternehmen, sie war zitternd in ihren Stuhl gesunken. Rosa dagegen erklärte, Trenkler wäre sofort nach dem Frühstück mit einem Theil seiner Sachen nach der Bank gefahren, um sein Eigenthum dort zu deponiren, und sie wolle ihm den Rest gern zeigen. Der Kriminalbeamte schlenkerte ärgerlich mit den Fingern und erwiderte:

„Gut! Zeigen Sie mir die Sachen; aber ich merke schon, das, was ich suche, ist fortgeschafft worden. Der Verurtheilt ist uns doch erwünscht, wenigstens für's erste.“

Nach diesen Worten gab er einem unten wartenden Gefährten ein Zeichen. Sie begaben sich in die Zimmer des Fremden und wühlten dort Alles durch; dann erklärten sie Frau Gilert, der Mann wäre ein berühmter Dieb, der sich früher in Kallutta als Violinvirtuos produziert hatte. Durch die Opiumlebensweise war er von Stufe zu Stufe gesunken und in die Gesellschaft von Verbrechern gekommen; sein letztes Opfer war ein reicher Kaufmann, der sich entschlossen hatte, mit einer reichen Sammlung indischer Kostbarkeiten nach England zurückzukehren.

Trenkler war von seinen Gefährten ausersehen worden, ihm nach England zu folgen und sich bei der ersten passenden Gelegenheit in Besitz seiner Kostbarkeiten zu setzen.

Er verstand es, das Vertrauen seiner Genossen zu rechtfertigen, sein Plan gelang auf's Beste. Herr Sandheim, der Kaufmann aus Ostindien, hatte das Unglück, seinen Diener während der Ueberfahrt am gelben Fieber zu verlieren. Trenkler bot seine Dienste an und wußte sich so unentbehrlich zu machen, daß Herr Sandheim ihn bat, bei ihm zu bleiben.

Als sie in London anlangen, betraute der Kaufmann den angelich treuen Diener mit der Aufsicht über sein Gedächtnis und stattete einer Schwester, die er seit Jahren nicht gesehen, einen Besuch ab.

Trenkler verlor keine Zeit; anstatt die Briefe, die er auf das Inzerat, das Herr Sandmann wirklich erlassen hatte, seinem Herrn zu übergeben, miethete er die Zimmer bei Frau Gilert und ließ das Gedächtnis fortschaffen, wozu er in den Augen des Hotelbesonders durchaus berechtigt war, da dieses von der von Herrn Sandmann erlassenen Annonce Kenntniß hatte und auch wußte, welches hohe Vertrauen der Kaufmann in seinen Diener setzte.

Frau Gilert war in Verzweiflung und wurde in Folge der ausgestandenen Aufregung krank; der Deletti erschien mehrere Male und ebenso Herr Sandmann und eines Tages erzählten sie ihr, der Stiphube wäre in Wapping in einer Opiumleide gefaßt worden, wohin ihn die alte Leidenschaft wieder geführt hatte. Auch die Koffer mit den Kostbarkeiten wurden wieder zur Stelle geschafft, bis auf zwei, die nicht aufzufinden wären; doch Herr Sandmann trug diesen Verlust leicht und wollte nicht einmal von der Rückgabe der Geschenke etwas wissen; im Gegentheil, am Tage nach der Entdeckung des Diebes schickte er Frau Gilert als kleine Entschädigung für die ausgestandene Angst ein prachtvolles Theeservice.

Rosa und ihre Mutter haben sich zusammengewöhnt, ihre Wohnung nie wieder zu vermiethen; sie haben von ihrem „neuen Miether“ vollständig genug.

Eine Zeitgenossin Beethoven's.

Von einer Begegnung mit einer Zeitgenossin Beethoven's erzählt Felix Weingartner in der „Allg. Musikztg.“ Er traf die jetzt 13jährige noch rüftige Frau Grebner, eine Wienerin, im vorigen Jahre, als er in Brüssel dirigirte. Sie hatte als junges Mädchen bei der ersten Aufführung der Reunten Symphonie im Sopran mitgesungen und schilberte anschaulich den tragischen Eindruck, den der schwerhörige Komponist auf die Mitwirkenden machte. Beethoven stand wenige Schritte von ihr entfernt, mitten unter den Ausführenden, um wenigstens, so gut es sein Leben erlaubte, hören zu können. Meist las er sinnend in seiner Partitur, aber man merkte, daß er nicht im Stande war, der Musik zu folgen. Trotzdem es den Anschein hatte, als lese er mit, blätterte

er weiter, wenn die einzelnen Sätze schon zu Ende geblieben waren. Ein Herr trat zu ihm, klopfte ihm auf die Schulter und wies ihn auf das Publikum. Er sah die Bewegungen der applaudirenden Hände, das Winken der Läden und vernicgte sich; jedesmal entsefelte er dann einen künftigen Jubel. Der Eindruck des Wertes war bei seiner ersten Aufführung gewaltig, mitunter brach der Beifall während des Spiels los. Wie ein Blitz wirkte besonders der unermüthete Eindruck der Pause im Scherzo; diese Verwendung wurde im Augenblick als eine geniale Eingebung erfaßt und entsefelte eine spontane Auekerung des Enthusiasmus. Weiter erzählt Frau Grebner, sie sei Beethoven einmal begegnet, als sie mit einer Schaar von Freunden über dem Graben ging. Wüthlich rief die eine: „Da kommt der Beethoven!“ (so, mit Betonung der zweiten Silbe, sprechen die Wiener noch heute den Namen aus) und sie blieben Alle stehen und starrten den Meister ehrsüchtig an. Dieser bemerkte die Schaar jugendlicher Bewunderinnen, blieb ehrsüchtig stehen, betrachtete sie mit der Luqnette und setzte hierauf seinen Weg fort. „Ja, den Beethoven hat man nicht viel auf der Straße g'leh'n“, sagte sie hinzu, „aber den Schubert, den hab' n' mer oft begegnet, auf den Glacis, in den Gärten, im Theater, da war er überall g'finden. Der hat alleweil gar so lieb drein g'haunt!“ Nach der „moll-Symphonie im Bräffeler Konzert war die alte Dame in heller Begeisterung und rief wiederholt: „Der Beethoven ist halt mein Alles!“ Sie wunderte sich darüber, daß Weingartner auswendig dirigirte, und als dieser ihr erwiderte, daß dies wohl jeder gute Dirigent heute könnte, da die Symphonien Beethoven's das Evangelium des Musiklers seien, lachte sie auf und meinte: „Ja, wer das seiner Zeit denkt hätt', wo so Viele über'n Beethoven g'lagt haben, er sei verreckt! Er ist aber auch gar so eigen gewesen. Im Wirthshaus soll er a' Mal auf'n Tisch Noten g'schrieben haben. Und wie der Wirth kommen ist un' g'lagt hat, sein Tisch sei zum Essen da, aber nit für die Schmirerage, da is er groß g'worden. So ähnliche Stüfeln hat er halt öfter g'macht, und da haben die Leut' g'meint, er sei mairisch. Aber bei sein'm Leidensgangniß,“ schloß sie feierlich, „haben doch die ersten Musiker's Wahrheit tragen!“

Das Banner der Buren.

Auf der in Chicago von den Schleswig-Holsteinern veranstalteten 400jährigen Gedenkfeier der Schlacht bei Herningstedt, wurde folgendes von Herrn Zens L. Christensen gedichtet und dem alten Haudegen der Dillmarcker Buren, Emil Geisler von Dabendorp, Jn., gewidmetes Lied nach der Melodie des „Star Spangled Banner“ gesungen.

Seht, wie stolz auf der Schanze im Morgenroth steht,
Was wir freudig begrüßt, als der Abend sich neigte:
Das Banner der Buren, das hoch freis geweht,
Wo immer ein Feind un'rer Freiheit sich zeigte,
Durch Kanonengeschall, durch Kartätschengeknall
Zog das Banner daran, und wir folgten ihm all!
Und soll es auch bleiben in jedem Gefecht!
Auf, Buren, zum Kampfe für Heimath und Recht!

Der Britte, voll Geiz und voll Goldesbegier,
Er plant, uns das Erbtheil der Väter zu stehlen;
Drum steh'n in geschloß'ner Pbalang wir nun hier,
Und der Sieg, der gerechte, kann nimmer uns fehlen.
Mög' er uns nur bedroh'n! Er empfangt seinen Lohn,
Der Soldling von England's goldgerigern Thron.
Tropf ihm werden siegen im blut'gen Gefecht!
Die Buren im Kampfe für Freiheit und Recht!

Amerita's Volk steht auch bei, Mann an Mann,
Es hat ja schon selbst mit den Briten gerungen.
Behagt sie, wie ihr's einst bei Majuba gethan
Und wie wir sie auch schon einst bei Yorktown begungen.
Zu der drohndenen Schlacht schlägt drauf los voller Muth,
Daß bis London und — noch etwas weiter es tracht!
Dann zeigt er Banner dem Menschengeschlecht
Den Weg durch die Knechtschaft zur Freiheit, zum Recht!

Seiner Hund.

„Er leben Sie doch, Ihr Hund will den Kort nicht apportiren.“
„Mein Raro apportirt nur Seltstoffe!“

Verknapp.

„Nun, gestehn Sie doch endlich ein, daß Sie den Einbruch begangen haben!“
„Ich bin's wirklich nicht gewesen, Herr Vorpresender, denn ich habe den Abend doch grade wo ganz andersch eingebrochen!“